

Fürs Leben.

Verleugne dich! So sprach der hohe Meister
Und Gold ist was er sprach.
Er kennt die Herzen und er prüft die Geister,
Ihm folgt' ich gerne nach;
Und doch — ich kann den strengen Spruch nicht lassen,
Wie kann ein Mensch das eigene Wesen lassen?
Wer bin ich noch, wenn ich mich selbst muß lassen?
Mir bleibts ein Schlag ins Aug', ins Herz ein Stich
Das herbe Wort: Verleugne dich!

Behaupte dich! Nichts Besseres kannst du werden,
Als wozu Gott dich schuf.
Sei ganz du selbst! das ist, o Mensch, auf Erden
Dein eigenster Beruf!
Der Grassalm wirbt zur Palme niemals treiben,
Der Baum soll Baum, die Blume Blume bleiben,
Denn gilt es wohl, den Spruch ins Herz zu schreiben:
Bewahre dir dein gottgeschaffnes Ich;
Der Welt zum Trost: behaupte dich!

Beredle dich! Zu Fleiß, den Reim zu pflegen,
Den Gott in dich verschloß;
Doch zaudre nicht, das Reiser anzulegen
An jeden wilden Schoß!
Den guten Keim zur süßen Frucht zu reifen,
Die welke Hülse mutig abzutreiben,
Den angekliffnen Edelstein zu schleifen, —
Da sieh das Ziel, dein Weibes sich verglich:
Verleugne und behaupte dich! Karl Gerol.

Sonnet.

Roman von Rudolf Eicho.

Neudruck verboten.

Erstes Kapitel.

An einem sonnigen Herbstmorgen zeigte sich der Dom von Sillach in einem herrlichen, dessen heitere Farben nicht recht mit dem feierlichen Ernst der verwitterten Fassaden harmonierten. Die breiten Treppentritten waren mit Ähren und goldgelben, vom ersten Anbruch der Herbstnacht zum Abfall gezwungenen Blättern wilder Mahonanen überzogen. Um die aus grauem Sandstein gemauerte Westseite des heiligen Christoph die wie ein riesiger Tempelwächter vor dem breiten Mittelportale stand, wanden sich, gleich den Schlangen der Vorkriegszeit, diese, aus Tannengrün und leuchtender Weizengrün gebildete Girlanden. Von den Wimpergen herab die das mächtige Portal und das über diesem befindliche dreieckige Fenster bekrönten, flatterten bunte Fahnen und ein aus hohen Flaggenstangen und Blumengewinden gebildete Festzelt zog sich von der Treppe des Doms bis zur Kammerbrücke hin, die den einzigen schmalen Zugang vom Herzen des Städtchens zum Domplatz bildete.

Die Bewohner von Sillach konnten mit mehr Stolz auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart blicken. Bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs hatte die Stadt als Residenz eines Herzogs und Bischofs eine unerlöschliche Rolle in der wechselvollen Geschichte des römischen Reichs gespielt. Im unheilvollsten aller Kriege aber wurde die Stadt fast ganz zerstört, das Herzogsgeschlecht ging zum Protestantismus über und starb ein Jahrhundert später aus. Der Stuhl der Bischöfe aber war nach dem Brande von dem waldrechen Plateau, dessen Mittelpunkt Sillach bildete, nach der nächsten im Strom gelegenen Stadt verlegt worden.

Nach dem weltlichen Frieden hatte sich Sillach zwar wieder aus der Asche erhoben, aber durchaus nicht dem Wohlstand gleich. In seiner neuen Gestalt glied sich es vielmehr einem vom Blitz getroffenen Baum, an dessen verdorrtem Stamm sich noch einige Äste grün erhalten. Zwar hatte einer der letzten weltlichen Regenten aus den Trümmern seiner Burg eine hochragende protestantische Kirche erbauen lassen, die heute der Mittelpunkt der oberen Stadt bildete, und sich selber ein Schloss in der Tiefe, aber zu seiner früheren Größe und Bedeutung konnte Sillach sich nie wieder erheben. Stumm aber doch stehende Zeugen für die vormalige Blüte der Stadt waren der Dom und der Schwabenbrunnen. Der erstere galt schon durch seine stolze, reichgegliederte Fassade und nützliche Kuppel als eine Prachtvollendung der Spätgotik zu erkennen, der Brunnen aber, dessen schlanke Obelisk im Zentrum von vier Erzfiguren und vier Granitbänken steht, wurde der deutschen Renaissance zugeschrieben. Nürnbergergießes sollen jene schwarzen Schwäne geschaffen haben, die heute noch die silberhelle Wasserstrahlen in die rötlichen Nierensteinen peilen.

Der anschließende Marktplatz, aus dessen Mitte sich der Schwabenbrunnen erhebt, bildet naturgemäß den Mittelpunkt des Sillacher Verkehrs und Geschäftslebens. Hier liegt der überkuppelte, mit Erben und Lehren gezeigte Gasthof zum Post, an dessen Rückseite sich weite Gassen und ein kleiner Park anschließen. Die Post mit ihren großen Stallungen und Wagenkuppen nimmt fast die ganze Westseite des Marktplatzes ein und in ihren Speise- und Lausküchen pflegen die

Honorationen des Städtchens zu speisen und ihre Feste abzuhalten.

Im Dom, dessen äußere Erscheinung schon ein Architektur- und von seltener Schönheit genährt, befindet sich außer einiger lieber ausgeführten Wandgemälden ein den Hochaltars umschließendes Madonnenbild, das Hans Baldung zugeschrieben wird.

In der protestantischen Pfarrkirche aber bildet das Epitaph der ausgestorbenen Herzogsfamilie eine Sehenswürdigkeit. Dies ist ein schmales Seitenstück mit Inschriften, Wappen und Statuen. Unter den Steinplatten aber wölbe sich die Gruft in deren Dunkel die farblichen Reste mehrerer Mitglieder der Regentenfamilie ruhen. Das Hauptstück der Kirche wäre völlig dunkel, wenn nicht von der durch sechs starke Pfeiler getragenen Galerie zwei Dinge von prächtiger Gestalt in die Luft hineinragten: eine mächtige Kasse und eine türckisch-standarte. Dem Kirchenbesucher, der sich fragt: wie kommen diese marokkanischen Gegenstände in das Haus des Friedens? steht eine wappengeschmückte Steinplatte an der Brüstung der Galerie die Antwort, daß Herzog Rudolf die gewaltig lange im Türkenkriege geführt und gar manchen Moslem damit aufgeklopft habe und daß ferner die türckische Standarte von des Herzogs Kriegshauptmann, dem edlen Freiherren Ulrich von Zorned, Anno 1694 in der blutigen Schlacht bei St. Gotthard den Türken unter den Augen des Feldmarschalls und Grafen Raimund Montecelli entrissen worden sei.

Zu den Resten aus alter Zeit gehört auch ein altes Markthaus am Nordende der Stadt, dessen mächtiger Teil von den Bauerkriegen bis zur französischen Invasion aller Kriegskiller und Verödungsversuchen widerstanden hat. In Anfang unseres Jahrhunderts barg er auf kurze Zeit in seinen Mauern den Hauptmann einer Wälderbande. Seitdem hieß es im Volksmund der Räuberthurm.

Damit wäre die Anzählung der Sehenswürdigkeiten von Sillach erschöpft, denn das am Süden der Stadt gelegene Schloss ist zwar so geräumig, daß es dem Programmium, den Bürgermeistern und selbst dem Gericht mehr Säle und Zimmer bietet, als sie alle zu ihrer Unterkunft bedürfen, aber es ist in recht unästhetischen Formen gehalten und sein Inneres läßt durch seinen Zierath mehr die Spuren einstiger Herrlichkeit erkennen.

Mit dem Marktplatz ist das Schloss durch die breite Schlossstraße verbunden, in der sich die städtischen Häuser und Verkaufsstellen befinden. Ihre Nordseite — und gleichsam der Rückstein des Marktplatzes — bildet das Rathaus „Zum Kamm“. Es ist mehr als ein Gehäus — es ist ein ganzer Hebelkomplex, dessen Hauptfassade auf die Schlossstraße und der Markt hinanragt, dessen Brauerer und weitere Gebäude sich aber an der Südseite der engen Kammgasse bis zum Domplatz hinziehen. Während in der „Post“ die Beamten und wohlhabenden Bürger des Städtchens verkehrten, konnte das „Kamm“ als Lager der ungeliebten Handwerker und Bauern gelten.

Zeit undenklichen Zeiten hatten sich die jeweiligen Besitzer der beiden Gassen gegenüber gegenüber, nie aber war aus dem glühenden Feuer des Brandes eine solche Feuerherde des Hauses geworden, wie in den Tagen, da der jung herrliche Volksheld Julius Hille dem um seiner Pflanzung und Gutespinnerei willen gefährdeten Vammwirth seine gegenübertrat. Hille hatte, bevor er nach dem Tode seines

Vaters die „Post“ übernahm, einige Jahre in Paris und London verbracht, war Reserve-Offizier, schneidiger Reiter, lebenswürdiger Conjur, unerschütterlicher Trinker, besaß, trotz der entwickelten Selbstgefälligkeit, artige und verbindliche Manieren kurz, er war ganz dazu geschaffen, um mit jenen Vätern, die sich zu den vornehmsten des Landes zählten, auf gleichem Fuß zu verkehren. Die „Post“ wurde bald zum Mittelpunkt des Sillacher Gesellschaftslebens und bei den Wahlen schlugen die Kandidaten seiner Partei Hilles Einfluss und Thätigkeit hoch an für die politische und religiöse Propaganda. Gegen diese aber stammte sich mit allen Kräften sein Rivale, der Vammwirth Winter, der Besitzer des „Kammes“, ließ bei seinen Vätern der Krauskopf, weil trotz seiner achtundfünfzig Jahre sein malteser Schädel noch von dichten, silbergrauen Locken umschloß war und unter diesem Schädel eine Menge starrer Gedanken und toller Einfälle kraus und hart durcheinander würdelten. Er war Vater einer starken Familie, aber so sehr sah ihm der Schalk im Nacken, daß er es auch im reiferen Alter noch für des Lebens höchste Würde hielt, keinem Nächsten einen Schaber nach zu spielen. Selten nur war er über das Weichbild seiner Heimathstadt hinausgekommen, kannte jeden Wähler seiner Partei, jedes Kind von Sillach, sprach zumeist in der bäuerlichen Mundart, und hielt es für seine Lebensaufgabe, die Blätter Julius Hilles zu durchkreuzen und dessen Vätern Verlegenheiten zu bereiten.

An dem vorerwähnten Herbstmorgen schien aller Parteihader mit der Nacht aus dem Weichbild Sillachs entwunden und der kalte Friede dafür eingeleitet zu sein. Die Sonne strahlte rüh ihr warmes goldenes Licht auf Markt und Gassen und Regen zehn Uhr kamen die Glocken des alten Doms in Bewegung und ihr Hall löste eine alarmierende Wirkung aus. Die Fenster und Thüren der stillen Häuser öffneten sich. Die Nachbarn tauschten Grüße, Fragen und Antworten aus und roten bald auf die Treppe. Allmählich belebten sich die über den Gassen und es schien, als hätten Sonne und Glockengeläut die treibende Kraft, denn in Scharen zogen Männer, Frauen und Kinder aus der Höhe und Tiefe der Stadt dem Marktplatz zu. Dieser füllte sich bald mit einer wogenden, erwartungsvollen Menge.

Ein Schauspiel seltener Art stand in Aussicht. Der Bischof des Sprengels wurde erwartet und sollte mit großer Feierlichkeit eingeholt werden. Er Eminenz kam nach Sillach um gleich nach der Ankunft die Beerdigung des Grafen von Wallis mit Maria Monticelli, der ältesten Tochter des römischen Pöthen- und Großgrundbesizers, zu vollziehen und am nächsten Tage die Firmung einer Schaar von jungen Burichen und Mädchen vorzunehmen. Dies Ereigniß brachte nicht nur die Bevölkerung Sillachs in Bewegung, sondern lockte noch so viele reiche Bewohner der umliegenden Landstädter und Städtch-

Das Hotel zur Post war überfüllt, denn in seinen Festsaal sollte das Hochzeitsmahl eingenommen werden.

Julius Hille zitterte vor Erregung und trank einen Cognac nach dem andern, um wie — er sagte — seine Lebensgeister zu Thatkraft anzuspornen. Heute stand viel für ihn auf dem Spiele: der Ruf seines Hotels und sein persönliches Ansehen bei Personen, die ihm gleichbedeutend waren mit den Spitzen der geistlichen und weltlichen Macht. Im Grafen von Wallis und dessen künftigen Schwiegervater, dem Kommerzienrath Monticelli, sah er in seiner Lebensbahn den Gipfel der Macht. Zwar besaß der Graf zu dieser Stunde nur wenig Vermögen, aber als Stiefvater und Vormund des letzten Erben von Zorned bezog er die reichen Einkünfte aus dessen Domäne, und so bald der Graf mit der Tochter Monticellis eine zweite Ehe geschlossen hatte, ward ihm die Anwartschaft auf das Dritte einer nach Willkür zählenden Erbschaft. Die Zufriedenheit und dankbare Anerkennung dieser viel vermögenden Personen zu erringen, war das Ziel der innigsten Wünsche Hilles und schon mancher Tropfen Schweiß war ihm bei den Anstrengungen für diesen feillichen Tag von der Stirn gelaufen.

Als man drangen auf dem Markt die Menge der Schaulustigen sich anzukammeln begann, ritt er an der Spitze einer zahlreichen Cavalcade dem Bischof bis zur nächsten Position entgegen. Der blumengeschmückte, von vier Kappen gezogenen Solawagen, welcher die Eminenz nach Sillach führen sollte war schon in der Morgenfrühe hinausgefahren. Den Schaulustigen wurde unterdessen die Zeit durch neue Vorgänge verfließt.

Auf dem Domplatz ordnete der Dechant mit Hilfe einiger aus den benachbarten Pfarrengemeinden herbeigeleiteten Geistlichen die Schulkinder, weißgekleidete Jungfrauen und zahlreiche Blüthen von Sillach zu einem lauten Festzug. Als er durch die enge Kammgasse schritt, sah er mit Genugthuung, daß das holzverzierte Fenster rein gesetzt war und daß die fahlen Wände der Winterlichen Stallungen und Scheunen, ja selbst das groß Einfahrtsthor, mit Birkenreisern und Eichenlaub gefällig überkleidet waren. Daß die andere Seite der Gasse im Festmahl präpariert, verhandelt sich von selbst, denn hier wohnten der Kantor des Doms, der Wegner und eine begüterte Witwe, die er zu den treuesten Anhängern seiner Kirche zählte. Als der Einholungszug sich von der Kammgasse über den Markt bewegte, wies die Gaffer ehrsüchtig zur Seite. Der feierliche Klang der Glocken, der Anblick der feierlich gekleideten Kinder und des schropfieriischen Würde des Dechanten ließen unzulässige Gedanken selbst bei den feindlichen und spottlustigsten Beiführern nicht aufkommen. Als endlich die Prozession in der Obergasse verabschiedet war, erklang drunten von der Schlossstraße heulendes Trompetengegeschmetter in das Bimbam der Glocken hinein. Die Neugierigen aus der Menge drängten sich zum „Kamm“ hin und erblickten zwei offene Karren, denen ein Postillon in Galauniform vorausschritt. Als die Wagen näher kamen, lief der Ruf durch die Menge: „Das Brautpaar kommt!“

Der Graf von Wallis war ein Mann im Alter von nahezu vierzig Jahren, dessen leichtbelebtes Gesicht ein kurzgeformtes, feines Gesicht umrahmte. Dies Gesicht war sehr geforn und erweckte die Aufmerksamkeit der Frauen. Man konnte sein Jügel, sobald er lächelte, schön nennen, blühte er aber ernst in die Welt, so zeigten sich seine starken, buschigen Brauen über die grauen Augen und gaben ihnen einen Ausdruck von Härte. Der Graf war hoch gewachsen und in der hohen Haltung, seines Kopfes es und dem verächtlichen Blick, den er über die gestaute Menge gleiten ließ, verrieth sich das starkentwickelte Selbstgefühl des großen Herrn. Seine Braut, Maria Monticelli ließ durch den Schmutz ihres Gesichts, durch die dunkeln jauch glänzenden Augen und eine Fülle schwarzer Haare, die sich an den Schläfen und im Nacken kräuselten, die Abstammung von der römischen Rasse erkennen. Auffallend war ihr reines leuchtendes Teint, dessen ebenbürtiges Weiß durch die Jahre von zarter Rötze überhaucht war. Sie mochte vierundzwanzig Jahre zählen, besaß regelmäßige Züge und blickte halb träumerisch halb verächtlich vor sich hin. Ihr Hochzeitskleid war von höchster Einfachheit und trug keinen anderen Schmuck als einige orangefarbene Blüten von der Brust. Den Brautkranz und Schleier wollte sie erst im Hotel anlegen und jetzt deckte sie los übergeworfene Sammet-Mantelet ihre Schultern. Während das Brautpaar zur „Post“ hinfuhr, wurden allerlei Fragen und feierliche Bemerkungen unter den Zuschauern laut: „Was“, rief eine diese Schlichterfrau ihrem Kanne zu, „in dem Tüllhütchen läßt sich die Wallonierstochter trauen?“ „Ja, ist dem ein Stiefkind?“ „Warum trägt denn die Braut nicht 'n Klackkleid mit langer Schleppe und Diamanten? Wer lang hat, der läßt doch lang hängen —“

— „Jagte der Teufel, da hand er sich 'ne Patte an den Schwanz!“ — Die Ergänzung kam aus dem dicksten Volkspansen und rief ein schallendes Gelächter hervor.

„Worum hat der Goldfisch nicht früher geheiratet?“ wollte eine alte Jungfer wissen und leuchtend legte sie hinzu: „Hinter dem wollen Geldbeutel rennen hast zu Tage doch alle betragsüchtigen Männer her!“

„Vielleicht nicht der alte Kommerzienrath den Beutel nicht gern!“ — „Sie hat auf 'nen Bringen gewartet.“ — „Sie hand ich so besser!“ — „Sie wollte den Grafen haben, aber ohne Stiefsohn!“ — Diese Ausrufe schwirrten durcheinander, dann wurde die Frage laut: „Ja, warum sitzt denn der Stiefsohn, der Othmar, nicht mit im Wagen?“

„Weil er auf der Ritterakademie hinter den Büchern schwitzen muß!“

„Nicht wahr ist's!“ rief ein Fuhrmann und nahm die Thonpfeife aus dem Mund, „der junge Freyherr von Zorned ist hier — in der Stadt. Vor ner Stunde schlich er sich durch'n Vammgarten. Er sah wie'n Stromer aus. Am End ist er wieder einmal ausgeziffen.“

Diese Mittheilung rief Verwunderung und starken Zweifel bei den Unsicheren hervor und es würde sich allem Anschein nach eine hitzige Debatte über den Gegenstand entsponnen haben, wenn nicht die Equipage der Monticellis vorübergerollt wäre. Der Vater der Braut, ein wohlbeleibter Herr mit starken Venenarterie und grauem Kopf, sah neben seiner Frau, einer wahrlich ansehnlichen Matrone, und erwiderte leutlich die Grüße der Menge. Ihnen gegenüber saßen die Weidwitzer

der Braut, ihr älterer Bruder Alexander und ihre jüngere Schwester Julia.

Wenn man bedenkt, daß der Großvater des alten Kommerzienraths ein armer Hausvater war, bemerkte ein auf der Schwelle seines Kadens stehender Krämer, „und daß heute jedes der drei Kinder dieses Kommerzienraths auf eine Erbschaft von einer Million rechnen darf, dann wird man mir zugestehen, daß ein Quentchen Glück mehr werth ist als ein Tonne Arbeit.“

Die meisten Zuhörer fanden die Angabe übertrieben, alle aber waren darin einig, daß die durch den Handel und ein billigeres werthenes Hütenwerk zu großem Vermögen gelangten Monticellis Glückkinder seien.

„Gibt Acht“, rief der Pferdehändler Stallmann, „sobald der Kommerzienrath von Grafen zum Schwiegerjohn hat, kriegt er auch das f-o-a vor seinen Namen.“

Der Schützer wurde gebührend belacht, dann drängte sich die Menge wieder zur „Post“ hin, wo Frau Hille die Gäste mit ihrem freundlichsten Lächeln empfing und in einen blumengeschmückten Salon führte. Hier stand Fräulein Hille, als eine der Brautjungfern, auf der Schwelle, überreichte Maria Monticelli ein Bouquet von weißen Rosen und hieß sie in gutgemeinten, aber etwas ungeliebten Versen willkommen. Die so lebenswürdig Empfangene hatte kaum für die Aufmerksamkeit gedankt, so belachte sie ein Mann, der fast wie Meerestränker aus der Volksmenge aufstieg, daß der Bischof im Anzuge sei. Maria ließ sie sich von der Schwester und Fräulein Hille die Wortenkrone und Brautkleider im Haar befestigen und stieg dann am Arm des Grafen zur Diele hinauf, um St. Gimmey zu begrüßen.

Der Bischof war ein Greis mit schlohweißem Haar, aus dessen faltigen Gesicht zwei lange Augen hervorglänzten. Mit dem Bogen ernst und das Brautpaar ehrfurchtsvoll sein mit dem Ring geschmückte Hand hielt, ließ er seine Blicke wohlgefällig über Marias Gesicht gleiten und bemerkte dann in herzlichem Tone: „Sie also wollen diesen Grafen durch Ihre Hand beglücken? Nun, mir scheint, es wird Ihnen leicht werden. Sie haben, wie ich höre, die Armen Ihres Bezirkes durch reiche Spenden an der Freude Ihres Hochzeitsfestes theil nehmen lassen und treten im einfachsten Brautkleid vor der Altar des Herrn, vor dem wir Christen alle gleich sind — das gefällt mir, das läßt auf ein einfaches, gültiges Herz schließen. Ich gratulire Ihnen, lieber Graf! Mir scheint, das vielbescheidete Glück der Monticellis wird mit dieser Maria in Ihre Hände einziehen.“

Der junge Posthalter, der vom Pferd geprüngelt war, geleitete den Bischof in den schick geschmückten Zweifelsaal, wo ein Festmahl bereit stand. Der Bischof stürzte sich durch ein Sardsellenbrötchen und ein Glas Portwein und ließ sich dann die Stola und Bischofsmütze anlegen.

Auf dem Marktplatz hatte der Dechant, nach dem die Wagen und Reiter im Hofe der Post verschwunden waren, den Zug neu geordnet, und als der Bischof im vollen Ornat unter den von vier vornehmen Blüchern getragenen Baldachin trat, kam eine heilige Bewegung in die Massen. Ein Theil der Schulknaben eilte durch die Baumgasse, dem Zug voraus, um sich im Dom einen guten Platz zu sichern. Der Marktplatz aber blieb noch immer von einer nach Tausenden zählenden, zumeist der Landbevölkerung angehörigen Volksmenge überfüllt, die, weil der Zug einen breiten Raum zu seiner Entfaltung brauchte, stark im Gedränge kam. Selbst der Schwabenbrunnen erhebt jetzt eine Befragung. Vermögende junge Burtschen erklimmen die Wasserbäder und stellen sich theils auf die Ränder, theils setzen sie sich rittlings auf die wasserspeienden Schwäne, was einem Hufschmied, den man im Städtchen, um seiner poetischen Neigungen willen, den Verschiedenmeister nannte, zu dem Ausruf veranlaßte:

„Gott Rutter, mein Behrhub, der Bitter,
Schnimmt selber sich auf zum Schwabenmeister!“

Alle überhäufigen Bemerkungen und Zurufe der Menge verhallten, als plötzlich die Hejenslöde des Doms von Reinen ihren Tonen, weithin schallenden Ruf ertönen ließ und der Zug sich unter dem Gesang der Schulkinder in Bewegung setzte. Er bot in seiner feierlichen Haltung und geordneten Entfaltung kirchlichen Pomp der herrlichen Menge ein wundervolles Schauspiel. Die Herbstsonne gab Klärten warmen goldenen Lichts über Sillach aus und ließ die dunklen Kleider der jugendlichen Schulknaben und Chörengänger zu einem weichen Strom verschwinden. Geil hoben sich davon die roten Röcke der Chorknaben ab. Die Weibhändler, welche diese Schwärme, blühten wie gleiches Gold in der Sonne und der ihnen entspringende Rauch glitzte in blauen Wölkchen über den aufsteigenden mit Goldschnecken und Borten reich verzierten Baldachin hin, unter dessen Schattendach die ehrsüchtige Gestalt des Bischofs daherschritt. Zwei Edelsteine trugen die Schleppe des bischöflichen Gewandes. Auf diese folgten einige Dampfer im Horrock und weißer Stola und mehrere Geißliche. In einem kleinen Abstand schritt das von den Brautjungfern und Trauzugenen geleitete Brautpaar dahin. Graf von Wallis trug die Uniform eines bairischen Kavallerieregiments, dem er einst als Kavallerist angehört hatte, und da der Major des Sillacher Landwehrbataillons und dessen Adjutant seine Trauzugener waren, und Julius Hille sich gleichfalls auf seinen militärischen Charakter als Reserveleutnant besonnen hatte, so wurde die malerische Wirkung des Hochzeitszuges noch durch funkelnde Helme und Waffen, durch bunte Röcke und Anschläge erhöht. Die Beamten des Städtchens, der Landrat, der Bürgermeister, der Kreisrichter Meyer, der Staatsanwalt Dremer und der Rektor des Progymnasiums, Volzer, boten im Grad haltigen Erscheinungen dar. In den Baldachin des Begleits ermunterter der königliche Oberförster und der Kreisförster, zwei feierliche hirtliche Waldmannsgestalten. Sie alle forderten die sie um dringende Zuschauermenge zu aufmerksamer Betrachtung heraus, aber der Brennpunkt des öffentlichen Interesses bildete doch die Braut.

Maria Monticelli schritt in ihrem dunklen Taillend und Brautkleid wie in einer weißen Wolke dahin. Aus ihrer toten der Kopf und der portgeformte Hals in edler Höhe heraus. Die Sonne überzog ihr dunkles Haar mit silberner Reflexen und aus dem bleichen Gesicht, unter den schwingen schwingenden Brauen hervor stöhnten die Augen wie zwei Sterne. In stiller Verzauerung lagerte sie fast schwebend dahin Ihre Bewegungen paßten sich unbewußt dem Rhythmus der von den Schulknaben gesungenen Hymne an und ihre lächeln, formen schöne Erscheinung erhielt dadurch jene wunderbare Haltung, wie sie Harwarden in seinen allegorischen Feenengestalten so schön zum Ausdruck bringt. Der starke Schall der Glocken erhob und durchdrachte sie; ja, noch mehr, er läßt auf ihre Gemüth eine der

Frühlingsstrahlen vergleichbare Wirkung aus. Mit dem Feierklang in ihrer Seele verband sich ein seltsames Ahnen, ein Schwollen des Herzens und ein seltsames Kreisen des Muths. Während ihrer ganzen Verlobungszeit war bei dem Gedanken an die bevorstehende Vermählung ein Gefühl leiser Bangigkeit aus dem Tiefen ihrer Seele gepenig hervorgekrochen, vor dem Klang der Hejenslöden aber verlor es. Ein seltsames Ergraben riefte ihr über's Herz und ihre Augen sahen hinter der blauen Wölkung des Himmels ein wundervolles Traumland.

Die Eltern bemerkten in Marias Blicken den Abgang einer hoffnungsvollen Seelenbewegung und dies gab ihnen selber ein Gefühl der Entlastung, denn es war mehr ihrer Ueberredungskunst als einer starken Vergegenwärtigung der Tochter zuzuschreiben, daß diese sich jetzt auf dem Gang nach dem Traualtar befand. Maria hatte einige Jahre zuvor einen tiefen Schmerz dadurch erfahren, daß sie ihr junges Herz an einen Unwürdigen verlor. Damals war ihr Herz noch ihrer Verlobung durch eine rachsüchtige Rivalein der manichfähige Beweis geliebt worden, daß ihr Verlobter sie nur betrögen wolle, um sich von einer drückenden Schuldenlast zu befreien, und daß er Liebe heuchelte, wo er nicht einmal die ihr gebührende Achtung empfand. Nach dieser furchtbaren Enttäuschung war sie schwer erkrankt, und als sie genes, ängerte sie die Absicht, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Die Eltern, welche keines ihrer Kinder so sehr liebten wie Maria, zitierten vor der Ausföhrung dieses Entschlusses und suchten sie durch längere Reisen davon abzubringen. Und die Fälle neuer Erscheinungen, die Schönheit landschaftlicher Szenarien und herrlicher Ausblicke, die sich ihr erschloß, ließen allmählig die Herzgunde vernarben und weiten wieder das unter der Aiche glühende Feuer der Jugend und Weltlust. Aber ein tiefes Misstrauen war in ihrer Seele gegen alle Bewerber um ihre Hand zurückgeblieben. Sie glaubte jetzt mit Bestimmtheit zu wissen, daß nur die Millionen ihres Vaters die Verhältnissen in ihrer Nähe lockten, nicht ihr persönlicher Werth. So war sie für ihre Eltern, die ihr gern eine glückliche Zukunft gesichert hätten, zum Schmerzenskind geworden, als endlich Graf Franz von Wallis in die Reihe der Bewerber trat. Nach mehreren flüchtigen Besprechungen war Maria mit diesem in einer der weidewollsten Stunden ihres Lebens zusammengetroffen — nach der Passaf-ausföhrung zu Bahrenau. Beide waren ergriffen und begeistert von dem wägen künstlerischen und begegneten sich in der schwärmerischen Verehrung für diesen Tonmeister. Nun hatte der Graf als vormaliger Adjutant König Ludwigs II. von Bayern persönliche Beziehungen zu Wagner und er führte am nächsten Tag Maria und deren Eltern in der Villa Behnsried ein, wo sie die freundlichste Aufnahme fanden. Von dieser Stunde ab hatte sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen dem Grafen und den Monticellis herausgebildet, und als jener Maria seine Hand antrag, fand er die lebhafteste Unterstützung der Eltern. Maria empfand ein freundschaftliches Interesse für den Grafen, der sich als Wittwer vereinzelt fühlte und dessen Wittämern, die Duldung anzuschließen sahen. Da er manche bestehende Eigenschaften besaß, so gab sie endlich dem Drängen ihrer Familie nach und willigte ein, Gräfin von Wallis zu werden. Nun waren die Eltern ganz von dem Bewußtsein erfüllt, ein gutes Werk vollbracht zu haben und auf dem kurzen Gang vom Marktplatz zum Dom jagten sie sich: unsere Tochter heiratet den Glück entzogen.

Fortsetzung folgt.

Zwischen Schule und Kaserne.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht H. Avenarius im 1. Aprilheft des Kunstwarts beherzigenswerte Gedanken über die Pflege der schulfähigen Jugend. Er überschreibt seine Ausführungen mit der Frage: Auf welchem Geleis? Wer ist da auf falschem Geleis? Die christlichen Jugendvereine?, die sozialdemokratischen? oder die neue Jungdeutschesland-Bewegung? Der Kunstwart hat für sie alle ein Wort der Anerkennung, aber auch der Warnung. Daß wir organisierte Jugendpflege für die jungen Leute zwischen Schule und Kaserne brauchen, steht ihm unbedingt fest angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit, vor allem angesichts der Industrialisierung Deutschlands, der Entwicklung der Großstädte und der Zersplitterung des Familienlebens. Was soll der Zweck dieser Jugendpflege sein. — Die Tüchtigmachung des einzelnen jungen Mannes. Tüchtigen sich die Einzelnen, so wird das Ganze tüchtiger werden. Was braucht der individualistische junge Mensch, daß er tüchtig werde? Körperlich: Gesundheit; Kräftigung und Erhaltung der Kraft durch Aufenthalt in gesunder Luft und Körperpflege. Kein Knienhocken im Tabakquaim, vor allem keinen Zuff; Erziehung im Beherrschen des Gefühlslebens, gute Nahrung, Bäder, Wanderungen, Sport. Geistig: eben dasselbe: Gesundheit, Heranbildung zu der Gemüthsfähigkeit, die sich, statt an zehrenden Zerstreuungen, an nährenden inneren Sammlungen erfreut, Erwerbung von zuverlässigen nützlichen Tathatsachenkenntnissen und nützlichen Fähigkeiten über das eigene Fach hinaus. Vor allem: Erziehung zur unbedingten Wahrhaftigkeit, Pflege des Triebes, die Dinge unbedingt wahr zu sehen.

Mit dieser letzten Forderung setzt nun die Kritik des Kunstwarts an der bisherigen Jugendpflege ein. Bei der sozialdemokratischen Jugendpflege erkennt er viel Gutes an, aber er findet, daß sie mit ihren Saaten des Hasses nicht der Erziehung zur Menschenpersönlichkeit dient, sondern daß sie durch Beeinflussung der jungen Hirne im Vacterinteresse zu dogmatischem Denken anleitet, nicht zum selbstständigen Suchen nach der Wahrheit. Falsch wäre es nun, wenn man gegen diese sozialdemokratische Jugendbeeinflussung eine Bewegung ins Leben rufen wollte, die dieselbe Beeinflussung und Begeisterung im nationalen Sinn in die jungen Hirne pflanzen wollte, wenn man nicht von jener Grundfrage

ausginge: was braucht der junge Einzelne, um tüchtig, und eben dadurch im ganzen so nützlich zu werden, wie er den Umständen nach kann? Eine Jugendpflege als Mittel bürgerlicher Propaganda gegen die sozialdemokratische könnte bestenfalls dies erreichen: gegenüber dem Heer sozialdemokratischer Jugendbände ein Heer nationaler, in schroffer Feindschaft von jenen getrennt. Daß die bürgerlichen Jugend nicht der einseitigen sozialdemokratischen Bearbeitung überlassen können, ist freilich klar. Aber sie müssen Besseres leisten, nicht in denselben Fehler verfallen.

Den Todtschaden der Jugendpflege sieht Avenarius in der Erziehung von suggerierten Herdenmenschen. Er verlangt von der Jugendpflege Selbstverleugnung, die darin besteht, daß sie auf die Propaganda ihrer Ueberzeugungen in der Jugendarbeit verzichtet. Eine solche neutrale, sachlich gerichtete Jugendbewegung ist in Deutschland schon lange durch Walter Classen und durch das Hamburger Volksheim vertreten; von ihr müßte man lernen. Jede Jugendpflege, der es um Erleichterung der Jugend zu tun ist, drängt nach Ausdehnung der Politik, der Politik im allerweitesten Sinn. Mit Jugendpflege nationalpolitisch erziehen zu können, ist ein wohlgemeinter, naheliegender, aber unausführbarer dilettantischer Gedanke. Nicht als ob die Jugendpfleger deshalb ihre eigenen Ansichten verbergen müßten, oder am Ende gar keine haben sollten! „Lehrt euch achten, ruft ihnen Avenarius zu, das ist das Allerwichtigste, was ihr müßt, lehrt euch verironen.“ „Die nationalen Werte“, die euch heilig sind, werden wirken, wenn die Jugend gesund und stark ist. Bedenkt, daß Bildung vor allem braucht, daß die Organe gebildet sind, die jetzigen wie die leiblichen, daß Körper und Seele befähigt sei, ihre Arbeit von sich aus zu leisten.“

Mögen die feinsinnigen Wahrungen des Kunstwarts, der sich wieder einmal als echter Hüter der edelsten der Künste erweist, der Lebenskunst, bei denen nicht ungehört und unbeachtet bleiben, die eine neue Jugendbewegung ins Leben rufen wollen, oder die als Väter und Erzieher an der Sache der Jugend beteiligt sind.

Allerlei.

§ Eine Tanzstunde im Gerichtssaal. Vor der Strafkammer in Tübingen spielte sich dieser Tage eine ergötzliche Szene ab, deren heiterer Situationskomik selbst die ernsten Richter unterlagen. Am Juni und Juli v. J. so berichtet die „National-Zeitung“, war die siebzehnjährige unverheiratete Theresie Stabbert aus St. Friedrichsdorf in einer Strafsache als Zeugin vernommen worden und hatte dabei unter Eid ausgesagt, daß sie noch nie in ihrem Leben mit einem Manne getanzt habe. Das kam natürlich dem Gerichtshof äußerst verdächtig vor; denn daß ein drolliges nettes Bauerntödel mit ihren siebzehn Jahren noch niemals mit einem Manne getanzt haben sollte, das war doch kaum glaublich; das war gewiß ein Meineid, wenn auch vielleicht kein bewusster, vorsätzlicher, aber sicher doch ein fahrlässiger. Dementsprechend lautete auch die Anklage, wegen der sich Fel. Stabbert jetzt vor der Tübingen Strafkammer zu verantworten hatte. Sämtliche männlichen Wesen aus St. Friedrichsdorf, sowohl der Jüngling mit dem zarten Flaum auf der Oberlippe wie der Mann mit dem Barte, mußten als Zeugen erscheinen, aber keiner von ihnen konnte sich rühmen, mit der Angeklagten jemals getanzt zu haben. Nur einer fand sich, der aussagte, daß er Fel. Stabbert wohl einmal zum Tanze aufgefordert, jedoch der Sache habe keinen Geschmack abgewinnen können, denn er habe seine Partnerin beim Tanze förmlich schleppen müssen, so daß er dies zweifelhaftes Vergnügen gleich wieder aufgegeben habe. Diese Aussage genügte dem Gericht jedoch nicht, sondern es wurde eine Tanzstunde improvisiert, um die Tanzkunst der Angeklagten zu erproben. Die Probe hatte aber ein derart negatives Ergebnis, daß der Gerichtshof zu einer Freispruch gelangte. — Hoffentlich findet sich bald wieder ein Fall, der der Tübingen Strafkammer Anlaß zu so wichtigen Feststellungen gibt.

§ Arbeiterschaft und Alkoholfrage. Bei dem kürzlichen Ausstand der Bergarbeiter im Ruhrgebiet hat die Streikleitung wieder wie schon beim letzten Streik sofort die Lösung ausgesprochen: „Arbeiter, wehnt den Alkohol!“ Der Zweck war doch wohl der, Besonnenheit, Klarheit der Ueberlegung, Selbstbeherrschung zu erhalten. Wenn für solche besondere Zeiten die bedenklichen Wirkungen des Alkohols anerkannt werden, wird sich mancher logisch denkende Arbeiter sagen, wird man sich auch sonst dem Alkohol gegenüber kritischer verhalten müssen. Zu denken gibt dabei auch, daß die alte Lösung: „Wehnt den Schnaps!“ in der Verfertigung verschwunden ist. Vor allem aber ist interessant, daß unter den Forderungen der Ausständischen neben Lohnerhöhung, Aenderung der Strafbestimmungen, Einführung von Schiedsgerichten u. a. der Ausschank von alkoholfreien Getränken auf den Festenplätzen auftrat. Der Antialkoholgedanke marschiert!